

Der nachfolgende Text entstand im Rahmen eines Seminars zum Erzählen in / über / mit Musik. Da sich sonst im Studium wenig Gelegenheit findet, einen weniger ernsten Schreibstil zu bedienen, habe ich diese Aufgabe dahingehend genutzt. Entstanden ist eine nicht zu ernste Rezension eines Konzerts des Mariinsky-Orchesters unter der Leitung von Valerij Gergiev am 17.10.2021 in der frisch eröffneten Isarphilharmonie in München. Auf dem Programm standen Ludwig van Beethovens fünftes Klavierkonzert und Igor Stravinskijs *Sacre du Printemps*.

Ich habe heute von meinem ersten Konzert nach einer anderthalbjährigen Zwangspause zu berichten. Nachdem der weltweite Kulturbetrieb lange Zeit zwischen Wachkomma und Palliativstation verbracht hatte, habe ich dem wirklichen Neustart intensiv entgegengefeuert. Das Ganze fand jedoch nicht, wie es zu erwarten wäre, in der Münchner Philharmonie statt, da diese gerade saniert wird, sondern es ging an das andere Ende der Stadt in die eigens als Ersatz für diese Zeit errichtete Isarphilharmonie. Trotz dieser anderen äußeren Umstände schien es so, als habe man eine Zeitkapsel aus längst verlorener Zeit betreten. Massen dunkel gekleideter Menschen strömten wahlweise aus der U-Bahn oder aus hochpreisigen, dunklen Fahrzeugen zum Gebäude und durften beim Betreten der Innenräume Mund und Nase entblößt im Gesicht tragen. Dass sich Menschen unter eine solche Menge mischen, um Reklamezettel für andere Veranstaltungen zu verteilen, ist keine Seltenheit. In diesem Fall aber schien ein Herr die Menschen auf ein ganz besonders dringliches Problem aufmerksam machen zu wollen. Zumindest vom Tonfall her schien es fast so, als wolle der gute Mann die Umstehenden auf den nahenden Weltuntergang hinweisen.

Während der Saal beim Betreten einen gänzlich anderen Eindruck hinterließ, als es die Philharmonie jemals getan hatte, blieben auch hier einige andere Sachen ganz beim Alten. Neben dem vor Konzertbeginn immer geschäftiger werdenden Treiben des Publikums betrifft dies auch die Mitwirkenden. Nach den Massen des Mariinsky-Orchesters betraten ein wie immer etwas mitgenommen aussehender Valerij Gergiev und ein – man hält es kaum für möglich – noch mitgenommen wirkender Daniil Trifonov die Bühne. Der erste Es-Dur Akkord bricht in den Saal hinein und die ausschweifende Kadenz des Pianisten lässt nicht lange auf sich warten. Bereits hier wird klar, dass Welten zwischen dem liegen, an das sich die Münchner über Jahre gewöhnen durften und dem, was hier geboten wird. Und spätestens als das erste Thema in den Streichern erklingt, wird klar, dass beim Bau dieses Provisoriums der Offenbarungseid für die Akustik der Philharmonie gleich mitbestellt wurde. Es entspinnt sich eine technisch hervorragend ausgeführte, sauber ausbalancierte und – zumindest im Harnoncourt'schen Sinne – zu Tränen rührende Aufführung des Klavierkonzerts. Mit einigen Zugaben entließ Trifonov schließlich die andächtig lauschenden Zuschauer in die wohlverdiente Pause.

Nach der Pause sollte derjenige, der das Orchester beim Klavierkonzert überdimensioniert fand, sein blaues Wunder erleben. Von rechts bis links, von vorne bis hinten und fast schon von oben bis unten war alles auf der Bühne voll besetzt. Während sich vorne Heerscharen von Streichern versammelten, wurde der hintere Bereich der Bühne von einer museumstauglichen Sammlung von Schlaginstrumenten aller Art ausgefüllt – Pauken, Tam-tam, große und kleine Trommeln, Glocken... – einzig die Berlioz'schen Kanonen fehlten. Und aus den Tiefen dieser Menschenmassen reckt sich ein einzelnes Fagott in der höchsten Lage hervor. Das Ganze sammelt sich langsam zu einem immer größeren Durcheinander der Holzbläser. Am Anfang wirkte es noch etwas verhalten, doch dieser Eindruck sollte sich spätestens mit den stampfenden Streichern und den Akzenten der Hörner verflüchtigen. Schließlich muss ja nicht immer das allerletzte aus den armen Instrumenten herausgeprügelt werden, wie es bei anderen Orchestern geradezu zur *Raison d'Être* hochstilisiert wird. Hier war dagegen einfach nur ein hervorragender Klangkörper am Werk, der seine Dynamik genauestens zu dosieren wusste. Und so sollte eine hinreißende Aufführung ihren Lauf nehmen. Zu Beginn des zweiten Teils war die Spannung geradezu allgegenwärtig und mit dem Messer zu schneiden, bevor ein Sturm losbrach, der erst mit dem letzten Aufschrei und dem anschließenden Knall zu Ende ging – einfach nur eine fulminante und niederschmetternde Wirkung!

Doch als der letzte Taktstock – hier müsste man wohl eher vom letzten zitternden Zahnstocher sprechen – gefallen war, ging der übliche Wahnsinn los, der nach anderthalb Jahren Entwöhnung geradezu einschlug wie eine Bombe. Oma Hilde und Opa Günter, sowie eine ganze weitere Völkerwanderung, mussten, nachdem beim Applaus die allernötigsten Pflichten abgeleistet waren, zur Garderobe hinausstürmen, um rechtzeitig ins Bett zu kommen – es wäre ja schlimm, wenn man am nächsten Tag nicht schon um acht Uhr morgens Däumchen drehen könnte.

Und als ob das noch nicht gereicht haben sollte, war der letzte Streich noch aufgespart. Der Maestro dreht sich zum Orchester, die zuvor begonnene Völkerwanderung legt eine kurze Pause ein und der Applaus weicht einem gespannten Gemurmel. Rumps, rumps, rumps... Unruhe macht sich im Auditorium breit. Wer kennt das Werk, welches gerade die fulminante Wirkung der vorherigen Aufführung mit dieser Brutalität vertrieben hat? Angesichts dessen, dass gerade vor einem Augenblick erst noch das archaische Russland musikalisch heraufbeschworen wurde, würde der Gedanke an Ballettmusik von Pëtr Čajkovskij im ersten Moment nicht fern liegen. Doch auch ohne auf den Titel des erklingenden Werks gekommen zu sein, war bereits die zuvor erreichte grandiose Wirkung wie eine Seifenblase zerplatzt. Spätestens angesichts des Walzers, welcher hier so monoton und gleichmäßig dargeboten wird, dass alle Metronome dieser Welt

vor Neid erblassen möchten, wird jedoch klar, dass hier gerade Johann Strauss' 'Fledermaus-Ouvertüre' exekutiert wird. Würde man eine Zutatenliste der Aufführung anlegen, müsste Wiener Charme nicht einmal als mögliches Spurenelement aufgelistet werden; das Stück scheint hier eher von einer Horde russischer Panzer überrollt zu werden. Vielleicht würde es ja heutzutage als modern gelten, das mit »russischer Panzer meets Wiener Walzer« zu beschreiben? Panzer hin oder her, die Zugabe sollte ihre beabsichtigte Wirkung dennoch nicht verfehlen: Oma und Opa konnten glücklich und zufrieden aus der Kulturvollzugsanstalt entlassen werden. Die im Anschluss daran gegebene Pavane für ein gestorbenes Kind von Ravel konnte an der niedergewalzten Stimmung auch nichts mehr ändern, schließlich handelt es sich dabei einfach um ein wunderschönes und erhebendes Stück Musik, zumindest wenn man nach der Wahrnehmung der Anwesenden geht.

Als der letzte Zahnstocher zu Ende gezittert hatte, begann erneut der übliche Wahnsinn, dessen Abwesenheit ein angenehmer Nebeneffekt der letzten Monate gewesen war. Die Masse an schwarz gekleideten Menschen bahnte sich ihren Weg durch die Eingangshalle und begann nach dem Verlassen des Gebäudes, sich auf die U-Bahn, Taxen oder eben dunkle, hochpreisige Fahrzeuge zu verteilen. Es bot sich ein ähnliches Bild wie vor Beginn des Konzerts, nur war alles etwas geschäftiger als zuvor, denn alle wollten zügig nach Hause kommen. Der Weltuntergangsprophet hatte das Feld wohl schon vor langem geräumt, aber vielleicht war seine Botschaft dennoch präsent? Vielleicht lag er ja in Bezug auf die Zugabe, welche eine wunderbare Seifenblase zum Zerplatzen brachte und dem Sturm, der beim Räumen des Gebäudes losbrach, gar nicht so weit von der Wahrheit entfernt. Auch wenn sich eine große Mehrheit des Publikums darüber keine Gedanken machte und sich glücklich und zufrieden auf den Heimweg machen konnte, war mindestens einer der Anwesenden noch damit beschäftigt, das Gehörte und Gesehene zu verarbeiten.